Hans Thoma.

Von

Hermann Bahr.

Der Patriarch der deutschen Kunst ist gestorben. Das war Thoma nicht bloß an Jahren, da wäre Liebermann auch schon davon, der aber auch an seinem hundertsten Geburtstag noch immer sein Patriarch sein wird. Doch bei Thoma war das Wesen; er war dazu geboren, und daß er niemals in seinem Leben etwas „wurde", was man nun für sein eigenes Gefühl vorbestimmt war, das er niemals in die Versuchung kam, sich von sich wegstehlen zu lassen, daß er sich von Anfang an schon fertig in sich trug und dann nur langsam erst noch einfach Stück für Stück aus den Windeln zu wickeln hatte, dies ist der stille Liebreiz seines Lebens, in dem eigentlich gar nichts geschieht, als daß es eben in Erfüllung geht. Er hat einmal, nur halb im Scherz, auf sich ein Schwarzwälder Sprichwort angewendet, das versichert: „Man kann lang 'ne Kuh zum Stadtor 'nein führe, sie kommt doch als Kuh heim anderweg wieder 'naus." Darauf vertrauend, hat er sich in vielen Ländern umgesehen, in Italien und Holland, in Paris und London; er konnte sich sicher, derselbe zu bleiben, er brachte sich unversehrt wieder heim. So war ihm auch in der Kunst vor Neuem nicht bang, auch wenn andere befremdet vor Angst aufschrieen; er wußte, wenn er nach dem Neuesten griff, in seiner Hand war's doch gleich wieder der alte Thoma. In dieser Sicherheit lag seine Kraft, sie ließ ihm gerade allerhand wagen, was damals an deutschen Akademien noch für verpönt galt; aber es lag doch auch wieder eine gewisse Schwäche darin: die großen Krisen blieben ihm erspart, aber damit freilich auch die fruchtbaren Selbstüberwindungen. Er hat einmal die Kunst „den menschlichen Ausdruck der Zufriedenheit mit den Schöpfungen Gottes und des Wohlgefallens an ihnen" genannt und von dieser Definition noch ausdrücklich versichert, sie passe besonders gut „auf die stille Kunst der Malerei". Er hat, als er 1868 nach Paris kam, für Delacroix geschwärmt, er hat die Wutausbrüche gegen Manets Olympia miterlebt, er hat am eigenen Leibe erfahren, wie laut es zuweilen in der Kunst zugehen kann, nämlich bei seiner ersten Ausstellung im Karlsruher Kunstverein, als die Kunstfenner dieser Stadt in einer Eingabe an den Vorstand verlangten, ihm „das Ausstellen ein für allemal zu verbieten", worauf man war nicht einging, ihn aber immerhin verwarnte, „doch so zu malen, wie gebildete Menschen es verlangen"; aber das focht ihn alles nicht an, für ihn blieb's „die stille Kunst der Malerei".

„Das Ohr ist stumm, der Mund ist taub, aber das Auge vernimmt und spricht", darin erkennt Goethe den Vorrang des Sehens, und so kann man von einer Sprache des Malers und also wie von Mundartdichtern in einem gewissen Sinne auch von Mundartmalern reden und Thoma getrost einen Schwarzwälder Stelzhamer der Farbe nennen. Unser Stelzhamer hat freilich eine Herrschaft über sein Material erreicht, die dem sich leichter beruhigenden Thoma versagt blieb, aber beide gleichen einander darin, daß sie niemals nach Volkstümlichkeit schielen, es sich keineswegs in ihr bequem machen, sondern nun alle Kraft einsetzen, um von ihr aus zu zeigen, welche Macht, welche Fülle, welche Schönheit im gemeinen Volke verborgen ruht, nur einer weckenden Berührung gewärtig. Man hat Thoma mit Altdorfer verglichen, aber die ganze deutsche Renaissance ist im Grunde ja nur ein solches Erwachen des gemeinen Mannes. Ist nun freilich der Augenblick dieses beseligenden Erwachens aus der Dumpfheit vorbei, so zeigt es sich dann erst, wie viel Eigenes einer einzusetzen hat, um sich, auf einmal jetzt von Ueberlieferung unruhigt, unter ihm fremder Ueberlieferung, vor der ihm der Atem ausgeht, behaupten zu können. Stelzhamer hat noch bei Zeiten gemerkt, welche Gefahr für ihn der Stammtisch mit Grillparzer und Bauernfeld im silbernen Kaffeehaus in der Blankengasse war, und entfloh heim, auf sein Stebengütl im Innviertel; er wäre sonst vielleicht im Hochdeutsch erstickt. Echte Kunst ist immer der Ausdruck einer plötzlich erwachenden Selbstbesinnung des Künstlers auf eine ein Blut beherrschende Tradition. Ein Aufspringen des im Blut verwahrten Geistes der Väterzeit, jene Aufbruch gegen den Sinn der Gegenwart, jene seltsame Wiederkehr des Großvaters im Enkel, die sich zunächst meist als Widerstand gegen den Vater zeigt, sind für künstlerische Begabungen das erste Zeichen ihrer Pubertät. Der junge Künstler meint ein Rebell gegen alle Tradition zu sein und ahnt nicht, daß er nur gegen die väterliche für die großväterliche Tradition rebelliert; gegen das Bild des Vaters spielt er das Bild des Großvaters aus, aber vermeintlich als Zukunftsbild. Alles Reifen ist dann immer ein Kompromiß, und hier entscheidet die Kraft des Einzelnen, ob sein eigener Sinn eigenmächtig dieses Kompromiß schließt oder ob er sich ins allgemeine Kompromiß schickt, in den sogenannten Geist der Zeit". Vor diesem ist Stelzhamer ins Innviertel geflüchtet, zu sich selbst; darum hat dann auch niemand mehr nach ihm gefragt. Auch Thoma war lange sehr stolz darauf, „bloß unverkäufliche Bilder zu malen", er hat dann aber doch auch anders können. Daß ihm die Jugend das zuweilen verdachte, war unbillig, denn es geschah keineswegs aus Berechnung, nicht einmal aus Schwäche, sondern aus einem angeborenen Spieltrieb, aus Lust, alles zu versuchen. Die Schwarzwälder sind Uhrenmacher; eine ganze Reihe saß auch in Thomas nächster Verwandtschaft, und einer unter ihnen, Uhrenschildmaler eines Zeichens, hat sich in Glasmalerei mit Oelfarben, ein anderer in der Herstellung drehbarer Planetarien Sonnensysteme hervor: wo noch altes Handwerk seiner Kraft bewußt ist, gefällt es sich darin, ihr immer Neues zuzumuten und immer wieder was anderes auszusinnen, um ihre sämtlichen Lichter spielen zu lassen. So hatte Thoma selber auch noch nichts vom Hochmut des Künstlers, der im Kunstwerk seinen eigenen Ausdruck verwirklichen zu müssen meint. Er hielt es mit dem Handwerker, der sich nicht nachsagen lassen will, daß in seinem Handwerk irgendein anderer mehr kann; sondern wenn dem anderen was Neues einfällt, gleich will er beweisen, es um die Wette zu können. Mit allem, was er an anderen sah, hat der junge Thoma gleich um die Wette gemalt. Er war gar nicht so kritiklos gegen sich, wie man nach manchen Proben seines künstlerischen Leichtsinns meinen möchte, der denen ihm selber zuweilen angst und bange geworden sein mag. Er nahm nur offenbar, mit welcher Andacht er auch aus Werk ging, im Grunde doch das ganze Malen nicht tragisch. Die Sehnsucht nach Vollendung, nach dem Impeccable, nach dem letzten Ausdruck, der durchaus nicht mehr überboten werden kann, blieb ihm unbekannt. Er war darum der Abscheu der Artisten, und in jedem Wort, das Meier-Graefe, an der Unerbittlichkeit der großen Impressionisten geübtest, über ihn schrieb, hört man einen edlen Zorn pochen. Der Mittelstand deutscher Bildung aber, ehrlich um ein Verhältnis zum Neuen, was in der bildenden Kunst vorgeht, bemüht, aber selber auch keineswegs gesonnen, Malerei tragisch zu nehmen, fand in Thoma gerade das Maß moderner Kunst, auf das man sich guten Gewissens gerade noch einlassen konnte. War er überhaupt, um das jene Zeit so bezaubernde, so stürmisch aufragende, seither längst verblaßte, längst beruhigte Wort noch einmal zu gebrauchen, „modern?" Er geriet eine Zeit unter den Einfluß Manets, später unter den Einfluß Leibls und Böcklins, in Italien auch unter den Einfluß von Marées. Er geriet überhaupt zeitlebens immer wieder unter irgendeinen Einfluß, seine Begabung stand allem gastlich offen, auch wieder aus dem Spieltrieb des Handwerks, das zeigen will, daß es alles kann. Wo sich in der Kunst ein neues Tor öffnete, gleich ging er hinein, aber schließlich kam doch immer wieder die alte Kuh heraus. Wer aus ländlicher Kultur in eine städtische gerät, muß sich dieser, um in ihr oder gar auf sie wirken zu können, assimilieren lernen, ohne doch, wenn er sich nicht entwurzeln will, jene zu verleugnen. Wie schwer es ist, sich der solchem Wechsel des geistigen Klimas nicht innerlich zu beschädigen, zeigt Roseggers warnendes Beispiel, der bei seinem Kopfsprung in die Stadt sozusagen einer seelischen Drehkrankheit verfiel und in diesem Wirbel sich zuweilen wunderlich überschlug. In seinem kürzlich bei Staackmann in Leipzig erschienenen Briefwechsel mit dem edlen, in fest begrenzter Freiheit geschützten Friedrich v. Hausegger tritt des steirischen Schneiderleins ewige Todesangst, noch immer nicht voller städtischer „Bildung" [illegible] haft zu sein, so sehr er gelegentlich auch wieder gerade mit diesem „Mangel" kokettiert, zuweilen in einem bodenlosen Radikalismus fast grotesk hervor. Thoma dagegen nahm bei seinem inneren Umzug ins Städtische ruhig den Schwarzwald mit, und wenn er in der neuen Wohnung es an behutsamen neuen Anschaffungen nicht fehlen ließ, der alte Hausrat blieb sein Stolz. Der Schwarzwald in seiner Brust war seine Kraft, und wo wir in seiner Kunst auch noch so leise aus der Ferne den Schwarzwald rauschen hören, verstummt unsere Frage nach der künstlerischen Qualität. Es ist nun einmal deutsch, auch im Künstler vor allem den Menschen zu suchen. Der Deutsche fragt nicht erst, ob das billig ist; er hält sich daran. So wird ihm Thoma, auch wenn die grausam gerechte Zeit seine künstlerischen Schwächen entblößt, unvergeßlich bleiben.

Theater und Musik

Arthur Holitscher liest vor.

„Ewer"-Buchhandlung.

Holitscher gibt in der „Lebensgeschichte eines Rebellen" gleichsam den Reisebericht seines Lebens. Gleichwohl spielt hier seine Persönlichkeit nur eine exemplarische, also dienende Rolle: nachdem das Ich, aus der Welt geboren, in Gegensatz zu ihr geraten ist, tritt es wieder, durchdrungen vom Willen zur Veränderung, in die Welt zurück. Indem jedoch die Welt auf den Menschen, der Mensch auf die Welt bezogen ist, wird das Leben fast ausschließlich in seinem Zwiespalt erfahren. Holitschers Weltgefühl ist letzthin ein tragisches. Tragik ist enttäuschtes Ethos. Das Ethos aber erweist sich bei ihm stärker als die Enttäuschung.

Holitscher gerät also in den Bereich des aktivistisch Tendenziösen. So sehr auch die künstlerischen Mittel, deren er sich dabei bedient, Bewunderung erheischen — er läuft, solange er nicht, das Dichterische vom Tendenziösen scheidend, zwei getrennte Leben führt, die Gefahr der Halbheit. Er steht, dort wo er heute im „Rebellen" steht, in der Mitte zwischen einer (sozial) erbaulichen Tendenzliteratur und einem kritisch überlegenen Nihilismus. Einige Schritte tiefer — und wir hätten einen sozialen Christoph v. Schmidt; einige Schritte höher — und wir hätten einen deutschen Anatole France. Vor der ersten Möglichkeit bewahrt Holitscher sein Niveau. Zur zweiten fehlt ihm das gebändigte Gefühl, die kühle Betrachtungsweise, die ironische Distanz eines Geistes, der, mit der Welt als Einrichtung unzufrieden, sich dennoch mit der Welt als Schauspiel versöhnt. — in.

Dr. Michael Georg Conrad, einem der frühesten naturalistischen Dichter, verlieh der Verein Auswärtiger Presse in München die Ehrenmitgliedschaft. Bei dieser Ehrung waren neben Generalintendanten Freiherrn von Frankenstein Verwaltungsdirektor Oberregierungsrat Heydel von den Staatstheatern und Oberregierungsrat Dr. Eisele, dem Chef der bayerischen amtlichen Pressestelle beim Ministerium des Aeußern als Vertreter des durch die Pfalzreise verhinderten Ministerpräsidenten Dr. Held, die Spitzen des literarischen und künstlerischen Münchens anwesend.

Hoffmann-Kutschke †. Aus Breslau wird gemeldet: Hoffmann-Kutschke, bekannt durch das Spottlied: „Was trackt denn da im Busch herum", ist hier, 80 Jahre alt, gestorben.

Theaterkalender.

Staatl. Schauspielhaus. Mittwoch, 7½ Uhr. „Wallensteins Lager" und „Piccolomini" in der Inszenierung von Leopold Jessner.

Staatl. Schauspielhaus. Mittwoch, 7½ Uhr. „Die Kronbraut" in der Besetzung der Neueinstudierung. — Montag, „Altberliner Possenabend" (statt der ursprünglich angekündigten Vorstellung: „Doktor Klaus").

Deutsches Opernhaus. Mittwoch, 7½ Uhr. „Die Zauberflöte" mit den Damen Bettendorf, Holmgren, Wald und den Herren Gunpler, Bödel, Ritter, Heber und Nitsch. Musik. Leitung: Freund.

An der Komödie ist die Neueinstudierung von Molières „Eingebildeten Kranken" (in der Uebersetzung von Ludwig Fulda) auf Mittwoch, den 26. d. M., angesetzt. Die Tanzspielchen werden nach einer eigenständigen Musik von Ernst Matzak, Katia Sterne und Maria Golveg ausgeführt. Die Dekoration ist nach Entwürfen von Oscar Kaufmann, die Kostüme nach Entwürfen von Hermann Krehan. Die für Montag bereits angekündigten Bestellungen behalten für Mittwoch ihre Gültigkeit.

Das Lustspielhaus bleibt zur Vorbereitung der am Sonnabend, 7 Uhr, stattfindenden Uraufführung des Lustspiels „Die Orientalin" von „Melchior", am Mittwoch, Donnerstag und Freitag geschlossen.

Das Renaissance-Theater bringt Anfang Dez. die tragische Posse „Boubouroche" von Courteline. In der Titelrolle tritt Jakob Tiedtke auf.

Im Theater am Kurfürstendamm wird für Weihnachten die Operette „Mamselle Nitouche" vorbereitet.

Neue Musik.

Das Konzert der Novembergruppe brachte zuerst Gesänge mit Kammerorchester nach Gedichten der Louise Labé von Erwin Lendvai. Geschickt und wirksam gesetzte Musik, in Struktur und Stimmführung von nachklassischem Charakter. Sie wurden von der voluminösen, dramatisch-belebten Stimme Henny Wolffs gut vorgetragen. Aber wie weit ist der hoheitsvolle, sakrale Ernst der Leidenschaft, der den Gedichten der mittelalterlichen französischen Dichterin die Größe und die Weihe gibt, von dem verschieden, was hier zum Erklingen gebracht wird! Wie anders ist die Farbe der Empfindung, deren Substanz bald aus der Nähe Wagners, bald aus der von Brahms stammt! Und welch fürchterliches Mißverständnis, die Kraft glühender Liebe gelegentlich ins Neckische zu pervertieren.

Folgt Ernst Toch mit fünf Stücken für Kammerorchester, von denen ich nur das erste hören konnte. Ein feinsinniges empfindsames Vortasten in die Klanggebiete, die schon gar nicht mehr neu, sondern jedem, der öfter modernste Musik hörte, genau bekannt sind.

Dann bringt Egon Wellesz in seiner Suite für Violine und Kammerorchester als neues Element eigenartige, gelungene rhythmische Einfälle, deren geschickte Verarbeitung, zum Teil in fugierter Form, den gut geschulten Musiker zeigt. Er verwendet mehrmals als Mittel der Steigerung am Schluß die sich zum Wirbel steigernde Beschleunigung des Themas, wie man sie zum Beispiel bei indischer Tanzmusik findet. Er tut es etwas zaghaft, die Inder sind darin viel kühner. Aber das ist fesselnd. Die Solovioline spielt Josef Wolfsthal sehr klangschön.

Pribaoutki (russische Volkslieder) von Stravinsky, die nun folgen, sind keck und leicht hingeworfene Stückchen. Sie haben einen gewissen Reiz des Skizzenhaften und zugleich Sicheren. Die Stimme hat hierbei einen Sprechgesang zu geben, dem Henny Wolff nicht gewachsen ist.

Am Schluß belebt sich das Orchester erfreulich, wird dichter, Trompete und Schlagzeug tritt hinzu, und es wird ein „Grotesco" von Malipiero gespielt, ein witziges, hübsches Stück von gelegentlich eigener Färbung. Dies wie alles andere dirigiert Ernst Kahn geschickt.

Essentiell Neues bringt der Abend nicht. Diese Klangmischungen, diese Verwendung der üblichen Instrumente sind bekannt. All das spielt sich innerhalb der seit einiger Zeit für die moderne Musik geschaffenen Grenzen ab, die sich bei genauerem Hinsehen als eng erweisen. Aber außerhalb ihrer gibt es eine weite Welt.

Frank Warschauer.

Für Ada Sari, Koloratursopranistin der Mailänder Scala, deren Konzert in diesen Tagen stattfindet, lud die Konzertdirektion zu einer Vorveranstaltung in den Bechsteinsaal. Man lernte eine der hohen, weichen, instrumental klingenden italienischen Stimmen kennen, die ihren eigenen Reiz haben, und ihre eigentümliche Behandlung. Kopftöne, mit der Flöte um die Wette, leicht rollende Passagen, vogelhafte Triller, — ein artistischer, ein musikalischer Genuß an sich. Was Ada Sari als Persönliches zu bieten hat, ist die Anmut, mit der sie den Ton bildet, ist ein gefühlssicherer Takt, die Stimme sinken zu lassen und zu heben, ihre Höhe und Stärke im Ausdruck ungezwungen zu benutzen, ist die Leichtigkeit, in Musik zu denken und sich künstlerisch zu bewegen. Die Stimme ist tragend, biegsam, jung. Als Star angekündigt, begründet in dem Anspruch durch die Zukunftsmöglichkeiten, die sie zweifellos hat. Es wird sich zeigen, wie rasch sie Berlin erobert. G. F.

Ausfall des heutigen Vecsey-Konzertes. Das heutige Konzert von Vecsey zugunsten der Ueberschwemmten muß ausfallen, da Vecsey plötzlich erkrankt ist. Eintrittskarten werden bei den Verkaufsstellen zurückgenommen.

Heute stattfindende Konzerte.

Erna Klasen, Bechsteinsaal, 7½ Uhr.
Missa Choralis, Hochschule für Musik, 8 Uhr.
Therese Diesn-Slottko, Blüthnersaal, 8 Uhr.
Corry Nera, Singakademie, 8 Uhr.

Groß-Berlin

Wie es kam.

Der Prozeß gegen Frau von Germar.

In der Strafkammer sitzen Frau von Germar und Dr. Wiener des Betruges angeklagt vor dem Richter. Frau v. Germar schlank und groß, sitzt nun gebeugt, krank, müde und grauhaarig geworden in einem Lehnstuhl. Noch immer ist ihr Gesicht schön, ihr Lächeln von hinreißender Lieblichkeit, mit anmutiger Geste streckt sie den Arm vor und präsentiert die Worte auf zierlicher Hand.

Am anderen Ende der Bank, durch die Rechtsanwälte getrennt, sitzt Dr. Wiener, nahe an 60 Jahre alt, auch er groß, schlank, auch sein Gesicht edel von vollendeten Formen, ihm beide die Grazie der Aristokratischkeit. Die Freiheit der Menschen aus großem Haus. Man kennt beider Leben. Als die Jüngerin von Geste von Puttkamer verhaftet, von ihm als Kusine Frau von Eckardstein mit nach Afrika genommen, lebt sie später mit dem Polizeipräsidenten von Schütze zusammen; dieser ein seltsamer Mensch, der in jeder Stadt eine Frau hatte, war unermeßlich reich. 1905 wollen sie zusammen eine Weltreise machen. Ihr Gesundheitszustand verbietet es aber. Schütze reist allein, läßt ihr 250 000 M. zur Verfügung, Schütze reise, sie ab manchmal mit Frau Hofmann, ihrer Gesellschafterin, wenn sie Besorgungen machten, bei Kempinski. Dort saß ihr mehrmals Dr. Wiener gegenüber.

Ich sagte noch zu Frau Hofmann: Das ist ein Mann, für den ich mich noch interessieren könnte, aber ich will um Gotteswillen keine Dummheiten mehr machen.

Aber er wird ihr zufällig vorgestellt, sie trifft ihn beim Austernmeyer wieder, lädt ihn trotz wiederholter Bitten nicht ein; da hört sie, als sie eines Tages, von Potsdam kommend, ihre Wohnung betritt, herrliches Klavierspiel, am Flügel sitzt Dr. Wiener.

Dr. Wiener war der Sohn des Leipziger Senatspräsidenten, sehr begabter Jurist, bald an verantwortungsvoller Stelle bei der Warenschutzgesetzgebung tätig, Regierungsrat, Präsidialrat.

Rücksichtslos gegen ihre Zukunft fährt Frau von Germar — von Germar war sie durch eine Namensehe geworden — nun mit ihm nach Monte. Wiener spielt, spielte schon damals, verliert 40 000 M., die ihm die Frau gibt.

„Die Reise hat viel Geld gekostet", sagt sie, „aber es reut mich nicht, es war sehr schön".

1906 kommt Schütte zurück, Frau von G. lebt heimlich mit Dr. Wiener weiter. Sie reist bald mit Schütte nach Karlsbad, nach Paris, nach Aix-les-Bains, bald mit Wiener, der zum 1. April 1906 seinen Abschied eingereicht hatte. Wegen großer Verluste bei der Beteiligung an einem industriellen Unternehmen. Damals schon begannen die Spielverluste. Er begründet bald ein eigenes Rechtsanwaltsbüro Unter den Linden, hat anfangs Sorgen, doch es gelingt ihm, Generalbevollmächtigter für die deutschen Pflanzer in Afrika zu werden, verkauft Pflanzungen während der Gummihausse an England. 1910 ist der Höhepunkt seiner Einnahmen 90 bis 120 000 M.

Schütte wußte inzwischen Bescheid, hatte verziehen, gab weiter Geld. Endlich aber brach er mit ihr. Bis zu seinem Tode im Februar 1919 erhielt sie aber immerhin jeden Monat 1000 M. von ihm. 1905 schon war bei Pferde in Hamburg, durch einen Notar Ritter, ein Testament gemacht worden, durch das ihr 250 000 M. zufallen sollten. Von 1910 an nahmen Wieners Einnahmen ab. Sie hat immer viel Geld gebraucht, er gespielt. Der Krieg vernichtet sein Einkommen. 1918 leistet er den Offenbarungseid. 1919 trifft sie einen Freund von Herrn von Puttkamer.

Er bezahlt ihre Schulden in Höhe von 150 000 M., er mietet ihr sofort eine Wohnung von drei Zimmern im Hotel Bristol. Sämtliche Gläubiger sollten sich melden. Noch besaß Frau von Germar ihren kostbaren Schmuck im Werte von vielen Hunderttausenden. Aus Eitelkeit vermag sie sich nicht von ihm zu trennen, 1920 wird er gestohlen.

Der Sachverständige Dr. Leppmann schildert sie als schwer leidend, Malaria und Schwarzwasserfieber hatte sie, alle Schäden des Alkoholismus sind bei ihr festzustellen, durch die Entziehung des Alkohols brach sie nun ganz zusammen. Die Haft hat ihr sehr geschadet.

Die Beweisaufnahme kann beginnen.

Der Eckener-Vortrag im Marmorsaal. Um der überaus starken Kartenanfrage für den Eckener-Vortrag zu genügen, wird außer dem Marmorsaal des Zoo auch der direkt anschließende Bankettsaal für den Vortrag herangezogen werden, wodurch noch etwa 350 Plätze verfügbar sind. Diese sind in den schon bekanntgegebenen Verkaufsstellen von Bote & Bock und Wertheim zu haben. Das Publikum wird gebeten, im Gesellschaftsanzug zu erscheinen.

Am Donnerstag, den 27. Nov., abends 6 Uhr, spricht im Rahmen des Programms der Funk-Stunde A.-G. Dr. Eckener über die Fahrt des „Z. R. 3" nach Amerika.

Rundfunk am Mittwoch.

3,30 Märchen.
4,30—6,15 Unterhaltungs-Musik.
6,30 Zehn Minuten für die Hausfrau.
6 40—7,50 Hochschulkurse.
8 00 Ministerialrat Fisch: „Flugsicherungsdienst".
8,30 Bunter Abend.